



Sabine Flick

Zu den Tücken partizipativer Forschung¹

Der Beitrag widmet sich in kritisch-solidarischer Perspektive der partizipativen Forschung und lotet vor dem Hintergrund normativer und erkenntnistheoretischer Grundannahmen dieses Forschungsstils einige Probleme und Tücken aus. Dabei stehen vier Kritikdimensionen im Zentrum: Ideologiekritik, Biopolitik, Pseudopartizipation sowie die von der Autorin formulierte immanente Kritik an partizipativer Forschung. Diese Kritik wird in zwei Dimensionen erörtert. Zum einen identifiziert die Autorin das Problem eines „epistemischen Paternalismus“, zum anderen problematisiert sie die „transformative Reflexivität“, welche partizipativen Projekten als Anspruch oft innewohnt.

Partizipative Forschung ist bekannt als eine Form empirischen Arbeitens, das von sich behauptet, die Welt nicht nur interpretieren, sondern sie auch verändern zu können. Das epistemologische und normative Fundament partizipativer Forschung bildet dabei die Parteinahme für marginalisierte Gruppen, indem sie versucht, einerseits von deren Standpunkt aus die soziale Welt in den Blick zu nehmen, andererseits deren Perspektiven zu Wort kommen zu lassen und sie als eigenständige Stimmen im wissenschaftlichen Diskurs zu etablieren. Sie tritt demnach als Kritik der hierarchischen Verhältnisse der Wissensproduktion auf und beansprucht, das Problem des Subjekt-Objekt-Verhältnisses in der Forschung zu lösen. Durch deren Demokratisierung soll es möglich werden, im Dialog und mit den Mitteln der Sozialforschung eine Kritik an den sozialen Verhältnissen zu formulieren. Als Forschende habe ich selbst bereits partizipative Projekte durchgeführt und halte es daher für notwendig, eine kritisch-solidarische immanente Kritik an diesem Forschungsstil zu formulieren. Meine zentrale These, die diesen Beitrag leitet, ist, dass mit partizipativer Forschung ein spezifisches Reflexivitätsverständnis einhergeht,

¹ Die Argumente dieses Beitrages habe ich bereits anderer Form publiziert (vgl. Flick/Herold 2021, Flick/Hoppe 2021). Hier finden sie sich in zugespitzter Form, dabei kommt es passagenweise zu Überschneidung mit den genannten Beiträgen.

welches sich als transformativ versteht, aber gerade nicht vermag, den Anspruch auf symmetrische Forschung durch eine Transformation der Forschungsbeziehung einzulösen. Dass partizipativer Forschung also Tücken innewohnen, die ich hier in den Blick nehmen möchte. Vielmehr, so mein Argument, wird durch dieses Reflexivitätsverständnis nämlich das von mir identifizierte, gravierende Problem des epistemischen Paternalismus nicht aufgelöst, sondern lediglich verschleiert und somit manifestiert. Als epistemischen Paternalismus konzeptualisiere ich eine methodologische Ausrichtung der Forschung im Hinblick auf zwei Dimensionen. Dass nämlich erstens bereits *vor* der Forschung in ganz und gar nicht symmetrischer Weise festgelegt wird, *wer* überhaupt als das zu beteiligende Forschungsobjekt eingebunden wird und sich im Laufe der Forschung neue Selbstdeutungen und Handlungsmuster aneignen soll. Für diese Selbstveränderung, so meine Kritik, ist zweitens ebenfalls bereits *vor* der Forschung festgelegt, welche Richtung sie einnehmen soll oder welchem Programm sie zu folgen hat. Dadurch, so mein Argument, wird nicht nur das allgemeine Gütekriterium der Offenheit von Forschung untergraben, es wird auch darauf verzichtet, in der Forschung die epistemologischen und normativen Ansprüche der Forschung selbst zu reflektieren und somit möglicherweise tatsächlich zu transformieren.

Um diese Argumente deutlich zu machen, werde ich im Folgenden zunächst die epistemologischen und normativen Prämissen der partizipativen Forschung diskutieren sowie die von ihr selbst formulierten Gütekriterien. Im Anschluss daran stelle ich vier Formen der Kritik an der partizipativen Forschung vor. Schließlich formuliere ich dann die zentralen Tücken.

1. Nothing About us Without Us. Normativität und Erkenntnistheorie

Eine der grundlegendsten und darin keineswegs trivialen erkenntnistheoretischen Annahmen, ohne die sich partizipative Forschung nicht betreiben ließe, ist Gramscis Annahme, dass „alle Intellektuelle sind, wenn auch nicht alle Menschen in der Gesellschaft die Funktion von Intellektuellen haben“ (Gramsci 1991). Die zukünftigen Forschungspartner*innen werden nicht als „judgemental dopes“ (Garfinkel 1967/1984, S. 75) entworfen, sondern als „reflexive Akteure“ (Celikates 2009, S. 18) gedacht. Somit wird also bereits in der epistemologischen Grundlegung davon ausgegangen, dass Erkenntnis nicht in einem Subjekt-Objekt-Verhältnis stehen bleibt, sondern prinzipiell alle gleichermaßen zur Erkenntnis fähig sind und Subjekte der Forschung sein können. Deutlicher aber als in anderen methodischen und methodologischen Zugängen der empirischen Sozialforschung werden in der

partizipativen Forschung starke normative Ansprüche formuliert. Es lassen sich vier solcher Ansprüche identifizieren: Giving Voice, Überwindung der Marginalisierung durch Demokratisierung, Symmetrisierung der Forschungsbeziehung und schließlich soll partizipative Forschung zum Empowerment der Forschenden beitragen.

Der partizipativen Forschung geht es erstens zunächst darum, den „Marginalisierten“ eine Stimme zu geben: „We believe firmly that people who experience injustice must have a seat at the research table, that no one can speak ‘their’ stories for – ‘them’; that marginalized bodies and tongues carry stories untold; and that together – across generations, race and ethnicity, experience, education levels, trauma, and desires we can build a research team.“ (Fine/Torre 2019, S. 435) Es gilt, die Hierarchien in der Wissensproduktion und wissenschaftlichen Praxis abzubauen (Bergold/Thomas 2010, S. 333 f.).

Zweitens entscheiden „im Idealfall alle Forschungspartner*innen gemeinsam in einem Einigungsprozess darüber, was wie gemacht wird und welches Ergebnis gemeinsam akzeptiert wird“ (Bergold 2017, S. 3). Die Beforschten erhalten somit Ownership, so der Anspruch, und dadurch die Kontrolle über die Ergebnisse.

Drittens soll durch diese Praxis das asymmetrische Verhältnis von Forschenden und Beforschten, von Subjekt und Objekt der Forschung, aufgelöst werden: Forschung soll auf Augenhöhe stattfinden! Einerseits sollen die Forschenden die strenge Distanz zu ihren Forschungsgegenständen aufgeben und „sich selbst in den Forschungsprozess einbringen“ (Klüver/Krüger 1972, S. 77). Andererseits sollen die Beforschten aus der Passivität herausgelöst und in die Position versetzt werden, das „Erkenntnisinteresse des Projekts an ihren Problemen und Bedürfnissen auszurichten“ (von Unger 2014, S. 53).

Alle Beteiligten sollen viertens durch den Forschungsprozess in die Lage versetzt werden, Wissen und Erkenntnisse über ihre Lebenswelt zu erlangen, diese artikulieren zu können und darüber hinaus neue Handlungsperspektiven zu erreichen, sich somit also zu ermächtigen.

Es greift allerdings zu kurz, partizipative Forschung auf diese normativen Ansprüche zu reduzieren. Die Demokratisierung der Wissensproduktion soll ja nicht nur erreicht werden, weil sie normativ wünschenswert ist, sondern weil sie letztlich bessere Erkenntnis verspricht: Zum einem im sachbezogenen Sinn, da sich in partizipativen Projekten ein Handlungswissen, also etwa Handlungsoptionen oder -strategien, generieren lässt, welches schlichtweg effektiver ist, als das ohne die Partizipation der lebensweltlichen Akteur*innen der Fall wäre. Zum anderen – und das ist für eine empirische Sozialforschung der entscheidende Punkt –, da durch die Privilegierung auf die Innenperspektive der Akteur*innen Beschreibungen der sozialen Welt möglich werden, die dichter und erfahrungsgesättigter sind. Die Konvergenz

von Wissenschaft und Praxis führe, so das Argument, also zu „mehr“ Erkenntnis. Von Unger und Bergold/Thomas betonen entsprechend, dass die „Verschränkung verschiedener Perspektiven“ einen Erkenntnisgewinn bringe (von Unger 2014, S. 2), da man so „effektiveres Handlungswissen“ erheben und „dichtere“ (hier verstanden als wahrheitsgetreue) Analysen betreiben könne (Bergold/Thomas 2012, S. 1). Neben den erkenntnistheoretischen Vorbedingungen formuliert die partizipative Forschung gemäß ihrem Selbstverständnis als einer wissenschaftlichen Forschung auch Gütekriterien für ihre Praxis. Sie benennt zweierlei Validitäten, also Kriterien, um zu überprüfen, ob das, was man untersuchen wollte, auch untersucht wurde: Erstens die *impact validity* als das Ausmaß, in dem die Forschung potenziell sozialen und politischen Wandel in Gang setzt oder für Aktivismus nützlich sein kann (Massey/Barreras 2013, S. 1). Zweitens gilt es, die *construct validity* zu überprüfen, also das Vermögen der gewonnenen Forschungskonzepte und Analysen, die Wirklichkeit angemessen darzustellen (Fine/Torre 2019). Wichtigstes Gütekriterium, das lässt sich allen Differenzen der partizipativen Ansätze zum Trotz sagen, ist das der Reflexivität. Zunächst und zuvorderst soll eine „kritische Forschung“ stets eine permanente Reflexion der eigenen Forscher*innengruppe und deren Wissensproduktion ermöglichen. Dabei soll dasjenige Wissen privilegiert werden, welches von denjenigen produziert wird, die am „stärksten von struktureller Ungerechtigkeit betroffen sind“ (Fine/Torre 2019, S. 435; Übers. d. Verf.). Reflexivität wird hier als zentrales Konzept betont, mit dem die Qualität wie auch überhaupt der Forschungs- und Erkenntnisprozess gewährleistet sein soll.

2. Drei Varianten der Kritik an partizipativer Forschung

Seit ihrem Entstehen ist die partizipative Forschung nicht ohne Einwände geblieben, diese werden sowohl aus den Reihen partizipativ Forschender als auch von deren erklärten Gegnern formuliert. Drei Kritikpunkte sind zentral: Eine erste Kritikrichtung lässt sich unter dem Label „Ideologiekritik“ zusammenfassen. Diese besagt zugespitzt, dass der gesellschaftliche Verblendungszusammenhang (Adorno 1970, S. 235) jeden Anspruch, den die partizipative Forschung formuliert, verhindere. Die Forschungsobjekte haben in diesem Sinne ein falsches Bewusstsein, das nur die Forscher*innen als Dialogpartner*innen verändern können. Oder, in einer weniger orthodoxen Form, dass eine Analyse, die latente Sachverhalte, Motivationen oder Einstellungen in der sozialen Wirklichkeit herausarbeiten will, eines distanzierten Blickes bedarf. Sozialwissenschaftliche Forschung kann demnach nicht auf eine epistemische Asymmetrie verzichten, um die den Beforschten nicht verfügbaren impliziten Wissensbestände zu rekonstruieren (Celikates 2009). Die

politischen und ethischen Probleme, die ein solches asymmetrisches Forschungsverhältnis mit sich bringt, werden hier als kleineres Übel sozusagen in Kauf genommen.

Von gänzlich anderer Seite aus kommend, verwirft zweitens die Kritik an einer neoliberalen biopolitischen Vereinnahmung die partizipative Forschung. Die Rhetorik der Partizipation im Neoliberalismus wird als neue Regierungsweise entlarvt und somit allen Partizipationsbemühungen eine grundlegende Absage erteilt. So diskutieren Cooke und Kothari (2001, S. 3) in ihrem Band den Trend zur Partizipation gar als eine „New Tyranny“. Diese Kritiken zielen dabei auf eine Kritik des Empowerment-Ansatzes, der in Verdacht steht, eine neue Form von „economic governance and citizenship“ zu sein, die Raum für „new, more subtle forms of professional governance and expertise through the use of empowerment“ (Miller/Rose 2008, S. 93) eröffnet habe. Mit anderen Worten, durch die Subjektivierung als vermeintlich selbstbestimmte Akteur*innen werde der darin angelegte neoliberale Imperativ einer individualisierenden und responsabilisierenden Agenda undurchsichtig. Alles andere als zufällig kommt es, folgt man dieser Kritikrichtung, zu einer Reaktualisierung partizipativer Ansätze genau zu jenem Zeitpunkt, an dem öffentliche Forschung zurückgebaut wird. Wenn zunehmend Sozialarbeiter*innen und Betroffene selbst die Forschung (gewissermaßen gratis) erledigen, gerät partizipative Forschung zu unbezahlter Arbeit. Gleichzeitig werde Forschung durch diese Entwicklung als professionelles Kompetenzfeld in Frage gestellt, denn wenn „jede*r“ Forschende*r sein kann, warum dann methodische und methodologische akademischen Curricula?

Die Mehrzahl der kritischen Beiträge, die dritte Kritikrichtung, zielt auf die Gefahr einer Pseudopartizipation bzw. einer nur kosmetischen Partizipation (vgl. u.a. Gaventa/Cornwall 2001, S. 76-79; Wallerstein/Duran 2008, S. 39-40). Partizipation werde, so die Kritik, zum Feigenblatt für originär paternalistische Anliegen: „[R]esearch projects in the name of participation mask realities of tokenism, reinforce social hierarchies, emphasize consensus, and reproduce the dominant hegemonic agenda[...]“ (Cahill 2007, S. 269) Vor allem unter dem Stichwort der Schein- oder Pseudopartizipation wird verhandelt, ob partizipative Forschung es den Akteur*innen tatsächlich ermöglicht, sich den Forschungsprozess anzueignen, oder ob das Angebot der Beteiligung bloßes Alibi bleibt. Kaum eine Beschreibung der partizipativen Forschung verweist nicht auf dieses Problem (siehe Bergold/Thomas 2012; von Unger 2014; Fine/Torre 2019). Dieses Kritikmuster findet eine empirische Bestätigung in unzähligen neueren Versuchen von Organisationen, Institutionen und lokalen Akteur*innen, spezifische, bereits politisch entschiedene Projekte durch eine minimale Partizipation – beispielsweise durch mehr „Bürgerbeteiligung“ –, zu legitimieren.

3. Zur immanenten Kritik an der partizipativen Forschung

Vor dem Hintergrund der dargelegten Kritik an partizipativer Forschung möchte ich nun zwei zentrale und besonders problematische Punkte diskutieren, die ich aus den Ansprüchen der partizipativen Forschung selbst heraus entwickle. Im Anschluss an die bereits genannten Kritiken unterstelle ich der partizipativen Forschung und den ihr inhärenten Kritikverständnissen nämlich erstens eine von mir als *epistemischen Paternalismus* bezeichnete Haltung, die meiner Ansicht nach mit dem, was kritische Forschung tun sollte, nicht vereinbar ist. Zweitens halte ich die Forderung nach Reflexivität, die der partizipativen Forschung inhärent und so unabkömmlich ist, für überaus tückisch, wenn nicht gar *pseudotransformativ*.

3.1 Epistemischer Paternalismus. Das Leiden der Anderen

Einer der oben aufgeführten und innerhalb der partizipativen Forschung weithin etablierten Ansprüche ist es, den „Marginalisierten“ durch die Forschung eine Stimme zu geben und endlich den Paternalismus Bourdieuscher Façon aufzugeben, d.h. nicht *über* die anderen zu forschen und sprechen, sondern mit und durch sie, denn „marginalized bodies and tongues carry stories untold“ (Fine/Torre 2019, S. 435; vgl. Bergold/Thomas 2011). Partizipative Forschung nimmt dadurch in Anspruch, epistemische Autorität abzutreten und durch die Perspektive marginalisierter Akteur*innen ein vollständigeres Bild der Realität zu zeichnen. Betont wird, dass partizipative Forschung im Modus des „co-learning“ (Minkler/Wallerstein 2008, S. 9; vgl. auch von Unger 2014, S. 45-46), also des gleichzeitigen und gleichberechtigten Lernens aller Beteiligten, vollzogen wird. Eine Sozialforschung, die sich der Sache *der* Marginalisierten verschreibt, muss allerdings immer schon einen Begriff davon haben, wen sie damit meint. Sie ist immer schon Akteurin einer Veränderung, die die vermeintlich Marginalisierten aufsucht und sie dabei – zwar zunächst in symbolischer, aber keineswegs unschuldiger Weise – selbst überhaupt erst zu solchen macht. Schließlich findet sich nur eine verschwindend geringe Zahl partizipativer Projekte, die ursprünglich von alltäglichen Akteur*innen angestoßen wurden.

Der Wunsch, sich dem Leiden der Armen, Unterdrückten und Ausgebeuteten zu widmen, ist freilich keiner, der partizipative Forschung alleine umtreibt. Dennoch ist gerade in dieser normativ so aufgeladenen Forschung die Gefahr des Paternalismus besonders groß. Nicht selten werden die vorgeblich marginalisierten Akteur*innen ins Zentrum ihrer eigenen Veränderung gerückt. Doch dieser Anspruch gerät häufig in eine Schiefelage, wenn er zur Überforderung wird. Mehr noch aber tritt insbesondere durch den pädagogischen und ermächtigenden Anspruch der partizipativen Forschung die Veränderung des defizitären Selbstbildes

und der ungenügenden Fähigkeiten der Akteur*innen in den Vordergrund. Zwar kann man diesem Argument entgegenhalten, es gehe doch um Co-Learning. Doch wenn Forschungsprojekte aus der akademischen Wissensproduktion heraus entscheiden, wer als marginalisiert identifiziert wird und in welche Richtung hin sich ein Bewusstsein verändern soll, dann ist dies eine Zuspitzung des bereits an Bourdieu kritisierten Problems eines wissenschaftlichen Paternalismus und gerade nicht dessen Aufhebung (vgl. McRobbie 2002). Diesen von mir als epistemischen Paternalismus bezeichneten Problemzusammenhang könnte man lapidar auch auf die Formel bringen: „Ihr sollt herausfinden, was wir verändern wollen, und euch so verändern, wie wir das beschlossen haben!“ Das erkenntnistheoretische Postulat der Offenheit, das meiner Ansicht nach eine kritische Sozialforschung kennzeichnen sollte, wird durch diesen epistemischen Paternalismus überflüssig. Vielmehr wird Forschung hier zum reinen Handlungsprogramm, in dem die Akteur*innen dann nur noch Ausführende sind, und deren Selbstveränderung vorab durch die akademischen Forscher*innen auch inhaltlich festgelegt wurde.

Dies kann allerdings auch in einen paradoxalen Umschlag münden. Wenn sich Forschende durch die Forschung erst über ihre miserable Lage bewusst werden, führt das nicht zwangsläufig zur Ermächtigung. Hingegen kann es ohnmächtig zurücklassen, insbesondere dann, wenn nach Abschluss der Forschung die akademischen Forschungsbeteiligten wieder in ihre privilegierten Positionen zurückkehren. Auch wäre zu berücksichtigen, dass durch eine solche normative und epistemologische Aufladung der Forschung einer *Viktimisierung* Vorschub geleistet wird, die ja eigentlich genau abgeschafft werden sollte. Beispiele für solche epistemisch-paternalistischen Projekte finden sich viele.

Neben dieser Viktimisierung drückt sich der Paternalismus in einer Tendenz zur *Romantisierung* der Marginalisierten aus. Weil sich partizipative Forschung ethisch und politisch auf die Lage ihrer Co-Forschenden verpflichtet, schleicht sich schnell ein Verzicht auf die Analyse von Widersprüchen und Dynamiken innerhalb der Gruppe ein, die sie als marginalisiert ausgemacht hat. Allzu schnell schleicht sich durch die Parteinahme für die Marginalisierten der alte romantisierende Fehlschluss ein, deren Zugänge und Perspektiven auf die Welt wären bereits per se weniger deformiert oder von partialen Interessen geprägt. Selbstverständlich finden sich aber auch unter Marginalisierten Machtdynamiken vor, die der Kritik oder der Analyse bedürfen. Dass sich aus der Solidarität ein Schweigen über diese einstellt, ist ein für die empirische Forschungsarbeit viel beschriebenes Phänomen (vgl. u.a. Ortner 1995; Wacquant 2002, S. 1520-1527). Nimmt man dieses Problem ernst, dann ist der Hinweis auf Marginalisierung als ethische und sogar epistemische Richtschnur in der empirischen Arbeit kaum ausreichend.

3.2 Die Tücken der transformativen Reflexivität

Der partizipativen Forschung nun zu unterstellen, sie würde naiv in die Forschung stolpern und den Dynamiken einfach freien Lauf lassen, ist unfair. Reflexivität ist, wie bereits angedeutet, eine der Schlüsselforderungen für das Gelingen der empirischen Projekte. Diese Reflexivität möchte ich daher noch einmal genauer in den Blick nehmen.

Der Anspruch, die Beteiligten an der Forschung gemeinsam in einen Reflexionsprozess zu bringen, wird von den meisten Autor*innen formuliert, um vorhandene Differenzen nicht unausgesprochen zu lassen; vor allem aber, um die unterschiedlichen Standpunkte und ungleichen Ausgangslagen durch das gemeinsame Reflektieren zu überwinden.

Reflexivität in der partizipativen Forschung ist, so mein Argument, allerdings pseudotransformativ und somit tückisch, da sie die normativen und epistemischen Ansprüche, mit denen sie operiert, nicht zur Reflexion stellt. Nicht besprochen werden die impliziten Erwartungen der akademischen Forscher*innen an eine ermächtigende Selbstveränderung. Was die konkrete Ermächtigung für die als Forschungssubjekte Beteiligten konkret bedeutet und was vielleicht auch nicht, bleibt unreflektiert. Bettina Dausien betont, dass zu dieser Reflexivität in (qualitativer) empirischer Sozialforschung auch gehört, die „Reflexion in diesem Sinn nicht erst als nachträgliches Kriterium an die Forschung heranzutragen (etwa zur Beurteilung der Güte von Ergebnissen), sondern kontinuierlich und methodisch angeleitet im Forschungsprozess selbst zu verankern“ (Dausien 2007, Abs. 3-4). Auf diese Weise soll der Konstruktivität oder Produktivität der eigenen Forschung Bedeutung eingeräumt werden, dass die Werkzeuge und Operationen „ihren Gegenstand notwendig strukturieren oder, radikaler, hervorbringen“ (ebd.).

Die Reflexivität auf die Wissensproduktion in partizipativen Prozessen verfolgt eine andere Stoßrichtung, weniger wird hier der Konstruktivität und Produktivität Rechnung getragen, vielmehr soll als permanentes Gütekriterium während der Forschung die Demokratisierung des Forschungsprozesses durch das Reflektieren auf die eigene Diversität erreicht werden. In diesem Sinne zielt diese Form der Reflexivität auf eine Transformation der Beteiligten, nämlich von einer Subjekt-Objekt- hin zu einer Subjekt-Subjekt-Relation. Hier wiederum setzt nun meine Kritik an: Dieser Anspruch nämlich gerät in eine Schiefelage, da die Diversität der Beteiligten ja struktureller und nicht allein reflexiver Natur ist, sich eine solch asymmetrische Forschungsbeziehung durch das bloße Reflektieren also nicht auflösen lässt. Mit anderen Worten, das Sich-bewusst-Machen der eigenen Privilegien, beispielsweise als weiße akademisch Forschende in einem partizipativen Forschungssetting, hebt weder den Zwang der Verhältnisse noch die Kluft

zwischen den unterschiedlichen situierten Perspektiven auf. So banal dies in der Beschreibung klingt, so folgenreich ist dies doch für den Anspruch dieser Forschungsrichtung. Meinem Eindruck nach sind die Beiträge aus den Reihen der partizipativen Forschung allerdings mehrheitlich blind für diesen Umstand. Der Verweis auf die Reflexion droht hier zu einer bloßen Immunisierungsstrategie zu werden. Die Aspekte partizipativer Forschung, die sich demgegenüber gut in gemeinsamen Reflexionsprozessen aufarbeiten ließen, nämlich eben jene normativen und epistemischen Ansprüche des von mir bezeichneten epistemischen Paternalismus, werden dabei gerade und bedauerlicherweise nicht in den Blick genommen. Dies zukünftig stärker mit ins normative und erkenntnistheoretische Programm partizipativer Forschung zu integrieren wäre daher ein methodologisches Anliegen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1970: Ästhetische Theorie. In: Gesammelte Schriften. Band 7. Frankfurt a.M.
- Bergold, Jarg 2017: „Partizipative Forschung: Wer partizipiert an was mit welchen Rechten?“. Vortrag auf der Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie e.V. [https://www.dgsp-ev.de/fileadmin/user_files/dgsp/pdfs/PPPraesentationen*Vortraege/Jahrestagung*DGSP*2017/Bergold*Vortrag*DGSP*Jahrestagung*Hamburg.pdf](https://www.dgsp-ev.de/fileadmin/user_files/dgsp/pdfs/PPPraesentationen/Vortraege/Jahrestagung*DGSP*2017/Bergold*Vortrag*DGSP*Jahrestagung*Hamburg.pdf)
- Bergold, Jarg/Thomas, Stefan 2010: Partizipative Forschung. In: Mey, Günther/Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: Springer VS, S. 333-344
- 2012. Partizipative Forschungsmethoden: Ein methodischer Ansatz in Bewegung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 13, H. 1, Art. 30
- Bourdieu, Pierre 1993: Narzißtische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, Eberhard/Fuchs, Martin (Hrsg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M., S. 365-374
- Cahill, Caitlin 2007: The Personal is Political: Developing New Subjectivities Through Participatory Action Research. In: Gender, Place & Culture 14, H. 3, S. 267-292
- Celikates, Robin 2009: Kritik als soziale Praxis. Gesellschaftliche Selbstverständigung und Kritische Theorie. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie. Frankfurt a.M. und New York
- Cooke, Bill/Kothari, Uma 2001: The Case of Participation as Tyranny. In: Cooke, Bill/Kothari, Uma (Hrsg.): Participation: The New Tyranny?, London, S. 1-15
- Dausien, Bettina 2007: Reflexivität, Vertrauen, Professionalität. Was Studierende in einer gemeinsamen Praxis qualitativer Forschung lernen können. Diskussionsbeitrag zur FQS-Debatte „Lehren und Lernen der Methoden qualitativer Sozialforschung“. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8, H. 1, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0701D4Da3>

- Fine, Michelle/Torre María Elena 2019: Critical Participatory Action Research: A Feminist Project for Validity and Solidarity. In: *Psychology of Women Quarterly* 43, H. 4, S. 433-444
- Flick, Sabine/Herold, Alexander 2021: Epistemischer Paternalismus und transformative Reflexivität? Zur immanenten Kritik der partizipativen Forschung. In: Flick/Herold 2021: *Zur Kritik der partizipativen Forschung – Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie*, S. 287-313
- Flick, Sabine/Hoppe, Katharina 2021: Reflexivität als Mantra? Voraussetzungen und Grenzen partizipativer Forschung. In: Flick/Herold 2021: *Zur Kritik der partizipativen Forschung – Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie*, S. 18-40
- Garfinkel, Harold 1967/1984: *Studies in Ethnology*. Cambridge
- Gaventa, John/Cornwall, Andrea 2001: Power and Knowledge. In: Reason, Peter/Bradbury, Hilary (Hrsg.): *Handbook of Action Research*. London, S. 70-80
- Gramsci, Antonio (1991): *Gefängnishefte*. Heft 12. Hamburg: Argument Verlag.
- Klüver, Jürgen/Krüger, Helge 1972: Aktionsforschung und soziologische Theorien. Wissenschaftstheoretische Überlegungen zum Erkenntnisinteresse der Aktionsforschung. In: Haag, Fritz/Krüger, Helga/Schwärzel, Wiltrud/Wildt, Johannes (Hrsg.): *Aktionsforschung*. München, S. 76-99
- Massey, Sean G./Barreras, Ricardo E. 2013: Introducing „Impact Validity“. In: *Journal of Social Issues* 69, H. 4, S. 615-632
- McRobbie, Angela 2002: A Mixed Bag of Misfortunes? Bourdieu's Weight of the World. In: *Theory, Culture & Society* 19, H. 3, S. 129-138
- Miller, Peter/Rose, Nikolas S. (2008): *Governing the Present. Administering Economic, Social and Personal Life*. Cambridge
- Minkler, Meredith/Wallerstein, Nina (2008): Introduction to Community-Based Participatory Research. New Issues and Emphases. In: Minkler, Meredith/Wallerstein, Nina (Hrsg.): *Community-Based Participatory Research for Health: From Processes to Outcomes*. San Francisco, 5-23.
- von Unger, Hella 2014: *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden
- Wacquant, Loïc 2002: Scrutinizing the Street: Poverty, Morality, and the Pitfalls of Urban Ethnography. In: *American Journal of Sociology* 107, H. 6, S. 1468-1532
- Wallerstein, Nina/Duran, Bonnie 2008: The Theoretical, Historical, and Practice Roots of CBPR. In: Minkler, Meredith/Wallerstein, Nina (Hrsg.): *Community-Based Participatory Research for Health: From Processes to Outcomes*. San Francisco: Wiley, S. 25-46

*Sabine Flick, Fachbereich Sozialwesen, Hochschule Fulda,
Leipziger Straße 123, 36037 Fulda
E-Mail: Sabine.flick@sw.hs-fulda.de*



frauen*
solidarität

feministisch-entwicklungspolitische
informations- und bildungsarbeit

Bibliothek und Dokumentation
Zeitschrift und Radio
Medien
Frauenrechte und

www.frauensolidaritaet.org
Sensengasse 3, 1090 Wien